

18 Rare

Heldenehrungen

R e d e

bei der Feier der Erinnerung an den Stifter der
Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III.

in der alten Aula am 3. August 1928

gehalten

von

Eduard Norden

★

UNIV.-BIBL.
BERLIN.

Berlin 1928

Druck der Preussischen Druckerei- und Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin SW 48

Hochansehnliche Festversammlung,
Verehrte Kollegen,
Liebe Kommilitonen!

Der Geburtstag des Stifters unserer Universität König Friedrich Wilhelms III. wurde seit dem Jahre 1811 durch einen Festakt am 3. August begangen, dreißig Jahre lang noch zu Lebzeiten des regierenden Königs. Im Jahre 1841 bestimmte sein Sohn und Nachfolger, daß in aller Zukunft an eben diesem Tage eine Erinnerungsfeier stattfinden solle. So ungünstig dieses Datum unseren akademischen Gepflogenheiten auch liegen mag, daran zu rütteln wäre pietätlos. Nie darf der Faden der Erinnerung an die denkwürdige Begebenheit abreißen, daß unsere Hochschule, geboren in der Zeit tiefster Not Preußens, seines Königs und der edlen Königin, wenige Jahre darauf ein Unterpfeiler der Wiedergeburt des Vaterlandes wurde.

Die heutige Wiederkehr des Gedenktages ist noch aus einem besonderen Grunde geeignet unseren Sinn auf die Zeit der Universitätsgründung zu lenken. Denn heute prangt dieser Festsaal wieder in einem Glanze, würdig des Zustandes in dem er uns vor 118 Jahren mit diesem ganzen Hause von dem Könige geschenkt wurde. Damit wir uns dessen recht bewußt werden möchten, habe ich die Einladung in diesen Raum ergehen lassen, obwohl sein Maß für die stetig wachsende Zahl der Dozenten und der Studenten längst nicht mehr ausreicht. Schon seit vielen Jahren finden mit seltenen Ausnahmen die großen Universitätsfeiern jenseits der Straße in jener Aula statt, die wir nun als die neue

bezeichnen, während diese alte kleineren Festakten und intimeren Feiern dienen soll. Sie war im Laufe der Jahrzehnte ganz unansehnlich geworden. Daß sie jetzt wieder eine Sehenswürdigkeit der Hauptstadt ist, dankt mit mir das ganze Dozentenkollegium dem Interesse des Herrn Kultusministers und seiner Mitarbeiter. Insbesondere Herr Ministerialdirektor Richter hat der Wiederherstellung dieses Raumes seine Fürsorge gewidmet; mit dem Konservator über staatlichen Kunstdenkmäler Herrn Ministerialrat Hiecke sowie mit dem Künstler Herrn Professor Kutschmann und Herrn Regierungs- und Baurat Lang hat er auch Einzelheiten des Erneuerungsplans erörtert. Dank gebührt auch unserm Kollegen Edm und Hildebrandt, dem Kunsthistoriker, dessen für den heutigen Tag verfaßtes Geleitwort den Festgästen beim Verlassen dieses Saales überreicht werden soll*). Es führt uns zurück bis in die friderizianische Zeit. Denn der große König hatte, als er im Jahre 1764 das Palais seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, zum Dank für dessen Verdienste als Feldherr im Siebenjährigen Kriege schenkte, die Einrichtung dieses Saales persönlich bis ins kleinste überwacht. So viele Bildnisse daher bei der Neueinrichtung auch weichen mußten: die Büsten der beiden Könige, Friedrichs des Großen als des eigentlichen genius loci, und Friedrich Wilhelms III., des hochherzigen Stifters des Saales, werden ihm dauernd sein historisches Gepräge geben.

Künstlerisch angesehen herrscht in diesem Saale die heitere Welt des mit französischen Elementen durchsetzten Spätrokoko der friderizianischen Epoche. Aber in diese farbenfrohe und glanzvolle Pracht ragen mit einer von ihr absteckenden Schlichtheit zwei Stücke hinein als Zeugen der Wandlungen, die seitdem das Volk und die Kunst erfahren hatten. Das Katheder von dem aus ich rede, auch die cathedra inferior stammen aus der Zeit eines Umbaus,

*) Es liegt jetzt der gedruckten Rede bei.

den Schinkel, der geniale Baumeister des deutschen Klassizismus, im Jahre 1826 mit dieser Wand vornahm; das Katheder ist wahrscheinlich aus Schinkels eignen Entwürfen hervorgegangen und wirkt durch die einfache und edle Liniennormantik wie ein absichtlicher Protest gegen seine Umgebung. Von ergreifender Wirkung ist das zweite Stück, auf das wir nunmehr unsere Augen gleiten lassen: die prunklos ernste Gedächtnistafel. Ihre ehernen Lettern verewigen die Namen der 42 Söhne unserer Alma Mater, die in den Freiheitskriegen ihr junges Leben für König und Vaterland hingaben. Im Jahre 1819, bei der sechsten Wiederkehr des Jahrestages der Leipziger Schlacht wurde die Tafel hier aufgestellt; der damalige Rektor hielt die Gedächtnisrede. Die Zahl der Gefallenen dünkt uns klein, wenn wir sie an der geschichtlichen Größe jener Begebenheiten messen. Aber als die Stunde der Befreiung schlug, bestand die Hochschule erst ein paar Jahre, und nach dem Ausweise der Urkunden haben sich damals gar manche Studenten nicht den Fahnen, sondern ihrer engeren Heimat zugewandt, so die Mecklenburger, auch die Westfalen, Kurländer und Holsteiner. Denn mochte in dem denkwürdigen Jahre 1813 die preußische Idee mit der deutschen auch für immer zusammenwachsen: noch war das Vaterland von der Einigung weit entfernt. Ihr zum Gedächtnis lesen wir hier auf zwei marmornen Tafeln die Liste der gefallenen Dozenten und Studenten aus dem Kriege 1870/71. Als diese beiden Tafeln am 3. August 1875, heute vor 53 Jahren, hier aufgestellt wurden, hielt Theodor Mommsen, der damalige Rektor, eine eindrucksvolle Rede. In ihr sagte er: „Es ist kein Platz mehr in diesem Saal für weitere Tafeln; und mögen diese für lange hinaus die letzten sein.“ Aber auch folgende Worte hatte der tiefste Kenner der Völkergeschichte damals gesprochen: „Ob der letzte erlebte furchtbare Kriegssturm nun in der Tat die Reihe beschließt, das ist viel weniger gewiß als daß, wenn noch weitere nachfolgen

6

sollten, jeder folgende die früheren ebenso an Gewaltigkeit und Opfern überbieten wird, wie bisher jeder spätere seine Vorgänger überboten hat.“ Durch die Fenster dieses Saales schweift der Blick auf das Denkmal der im Weltkrieg gebliebenen Heldensöhne unserer Alma Mater. Unvergeßlich die Weihe der Stunde, als in Hindenburgs Gegenwart seine Hüllen fielen. Zwei Jahre sind seitdem vergangen, aber noch sind namenlos die vier das Denkmal flankierenden, von den Bäumen des Gartens umrauschten Pfeiler. Die Hoffnung, mir werde in meinem Amtsjahre beschieden sein die stummen Pfeiler beredt zu machen, hat sich nicht erfüllt; aber ich nahm mir vor auf die Pflicht einer Einlösung dieser Ehrenschuld hinzuweisen. Einen Teil der Kosten hat die Dozentenschaft der Universität durch eine Garantieerklärung auf sich genommen; manches Schieferlein ist dem Denkmalfonds durch Beiträge von Auverwandten der Gefallenen zugeflossen. Möchte den Rest ein edelmütiger Mann spenden, auf daß unser Gedenken an die Treue der jungen Helden sichtbaren Dank finde! Sind doch in unserer sinnvollen Sprache die Worte Gedenken und Dank eines Stamms.

Bald zehn Jahre trennen uns vom Kriegsende. Vielerorts in deutschen Landen fanden und finden Gedenkfeiern für die im Kriege Gefallenen statt, so unlängst im Magdeburger Dom, der Grabstätte Kaiser Ottos des Großen. Ich selbst wohnte einer solchen Feier in der Gnadenkirche bei; sie galt dem Gedächtnisse des Freiherrn Manfred von Richthofen, „des Aars der Lüfte“. Die Stimmung der Gegenwart gab mir das Thema für die heutige Rede ein: Heldenehrungen. Ein Stoff, dem Menschentum selbst, auch dem primitiver Völker so eng verbunden, daß er in einer Rede allerstärkste Begrenzung verlangt. So beschränke ich mich auf eine Dreiteilung von Kulturvölkern, Hellenen, Römern und Germanen. Aber selbst auf der Peripherie dieses so eng gezogenen Kreises können nur wenige Punkte unser Augenmerk auf sich

ziehen, und alle Erscheinungsformen heldischer Verehrung, die abseits geschichtlicher Überlieferung liegen, müssen, so eindrucksvoll gerade auch sie sein mögen, ganz außer Betracht bleiben.

Beginnen wir mit einer Idee, die scheinbar im Wesenlosen schwebt. Wie horchten wir auf, als wir gleich nach Kriegsende von einer Ehrung vernahmen, dargebracht dem „Unbekannten Soldaten“. Viele von Ihnen werden glauben, wie bis vor kurzer Zeit ich selbst, die Idee stamme aus Frankreich und habe sich von da über andere romanische, dann auch anglosächsische Länder verbreitet. Aber der Tatsachenbestand ist anders beschaffen. Eine Feier dieser Art hat zuerst in der Westminster-Abtei, Englands nationaler Ruhmeshalle, stattgefunden: dort wurde im Spätsommer 1919 auf Veranlassung eines Militärgesindlichen und eines hohen Würdenträgers der anglikanischen Kirche dem „Unknown Warrior“ zwischen den Gräbern und Denkmälern von Feldherren, Staatsmännern und Geistesheroen ein Altar errichtet. Von da wurde der Gedanke in romanische Länder übernommen und verbreitete sich — man darf wohl sagen über die gesamte am Kriege einst beteiligte Welt, mit Ausnahme jedoch der deutschen. Gegenüber einer Idee, die bei unseren ehemaligen Feinden eine Art von symbolischer Bedeutung erhalten hat, üben wir eine gewisse Zurückhaltung. Aber die Idee scheint, wie unser Reichskunstwart feststellte, deutschem Volkstum zu entstammen. Jedenfalls ist sie in Deutschland bereits im Jahre 1848 nachweisbar, wurde 1866 Gegenstand eines in Volksbesitz übergegangenen Gedichts und gab 1915 dem Arbeiterdichter Karl Bröger den Titel eines kleinen Kriegsbuches: „Der unbekanntes Soldat.“ Mögen also die eindrucksvollen Monumente und Feiern anderen Ländern vorbehalten sein: die ans Herz greifende Idee

werden wir wohl unserem Volkstum zurechnen dürfen. Auch der Vision unsres Walter Flex werden wir bei dieser Gelegenheit gern gedenken: der heimliche König der unbenannten toten deutschen Soldaten?).

Sehen wir von diesem Einzigartigen erlebter Gegenwart ab, so haftete in geschichtlichen Zeiten das Gedächtnis des Helden an seinem Namen auf dem Grabstein. Je weiter wir zurückgehen, um so schlichter die Aufschrift. Der spartanische Gesetzgeber verbot beim Namen eines Toten jegliche Beischrift; nur den im Kriege Gefallenen wurde dieses Vorrecht gewährt. Das bestatigen spartanische Steine: auf ihnen steht der Name mit dem wahrhaft 'lakonischen' Zusatz „im Kriege“, ἐν πολέμῳ. — „Ein tüchtiger Mann“, εὐρὸ ἀρετῆς: dies war seit sehr früher Zeit ein vorzugsweise kriegerisches Ehrenwort. Als solches übersetzen wir es am besten mit „Held“; auch dieses unser schönes altes Wort bedeutet ja nichts anderes als „Mann“ in veredeltem Sinne. Für die Griechen war es der Inbegriff der Tüchtigkeit, der ἀρετῆ, vor der alle noch so ehrenvollen sonstigen Betätigungen verblaßten. Als die Kunde vom Tode des Aischylos in der Fremde nach Athen kam, verfaßte jemand ein Epigramm für sein Grab; kein Wort davon, daß er ein Dichter war, nur: „Von seiner Tapferkeit weiß Marathon zu sagen.“ Jedes wehrhafte Volk hat ähnlich gefühlt, auch das des alten Rom. Dort entsprach dem griechischen εὐρὸ ἀρετῆς der vir fortis, die Verkörperung der virtus, der Mannhaftigkeit, der Tugend. Der deutsche Knabe, der die Vokabel „virtus die Tugend“ lernt, erfährt von seinem Lehrer, daß „Tugend“ ein Wort desselben Stammes ist wie „tüchtig“ und „taugen“. In dem ursprünglichen Wesensgehalte der Worte — ἀρετῆ, virtus, Tugend — begegneten sich also die drei Völker. Aber die Formen, die bei ihnen die Heldenverehrung annahm, trugen ihr besonderes Gepräge.

Bei den Hellenen nahm sie frühzeitig die Richtung auf das Heroisch-Kultische. „Wohl dem Tapfern“ — dies ist der Gedankengang eines Gedichts des 7. Jahrhunderts an die spartanische Jungmannschaft — „der heimkehrt. Männer und Frauen blicken bewundernd auf ihn, in den Versammlungen der Gemeinde er hält er bis in sein hohes Alter einen Ehrenplatz. Aber ein seliges Los wartet dessen, der nicht heimkehrt: Klage und Sehnsucht; seine Kinder und spätesten Enkel ausgezeichnet; er selbst ein Unsterblicher, der an seinem Grabe Spenden empfängt.“ Dies war gesamthellenisches Fühlen. Aber kein hellenischer Stamm hat das Andenken so gepflegt wie der attische. Sinn für großes historisches Geschehen, Stolz auf dessen mannhafte Träger verband sich hier mit edler Wärme des Empfindens: Athen rühmte sich, nicht nur die „gottesfürchtigste“, sondern auch die „menschlich freundlichste“ Stadt zu sein. Dazu das leidenschaftliche Bedürfnis und die Kraft, menschlich Ergreifendes künstlerisch zu gestalten. All diese Gaben der Seele und des Geistes nahmen einen mächtigen Aufschwung durch das nationale Erlebnis des großen Befreiungskampfes: im Jahre 475 erhielt Athen durch Kimon einen staatlichen Ehrenfriedhof, wie ihn keine Stadt der antiken Welt besessen hat. Ursprünglich war er durchaus als Ruhestätte nur der im Kriege Gefallenen gedacht; erst in verhältnismäßig später Zeit, im vierten und dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, als den Epigonen der heroische Sinn längst geschwunden war, erhielten vereinzelt auch Staatsmänner, Künstler, Philosophen hier ihren Platz. Dieser Staatsfriedhof der alten Zeit war eine Stätte patriotischer Andacht: hier wanderte der Betrachter zwischen den Reihen der Kriegergräber, hier las er die Namen der Männer, die durch ihr Heldentum die Stadt zu einem großen Reiche erhoben hatten. Schwer waren die Opfer gewesen. Neben Grabsteinen Einzelner standen Säulen und Pfeiler eng beschriftet mit den Namen der Gefallenen,

vaterländische Ehrentafeln, die ersten ihrer Art. Manche dieser Listen reden noch jetzt zu uns in stummer Sprache. So trägt ein Stein des Jahres 459 über 170 Namen, alle einem einzigen Kreise der athenischen Gemeinde angehörig, alle gefallen in Kriegen jenes einen Jahres, die das attische Reich auf der Höhe seiner Macht unter Perikles geführt hatte.

Früh begann die Muse in Athen und anderwärts die Namenlisten zu erklären. Das zweizeilige Epigramm auf die für hel-lenische Freiheit gefallenen Thermopylenkämpfer kennen Sie alle, zum mindesten aus Schillers (etwas zu pathetischer und wortreicher) Übertragung. In Prosa wiedergegeben lautet das Epigramm: „Fremdling, melde den Lakedämoniern: hier liegen wir, ihrem Auftrage gehorsam.“ Das Ergreifende bildet für uns die Vorstellung, daß die Toten den vorübergehenden fremden Wanderer zu kurzem Verweilen einladen und zu ihm reden: ein lange festgehaltener, vielfach gestalteter Brauch. Dieses Epigramm stand auf der Basis des Denkmals; darüber las man die Namen der dreihundert gefallenen Spartanen. Ähnliches wissen wir von anderen Schlachtfeldern nationaler Ehre, von Marathon und Salamis. Die Epigramme waren wortkarg und keusch. Auch späteren Geschlechtern ist das Gefühl, daß Ruhmredigkeit auf dem Grabe stillos und würdelos zugleich gewesen wäre, nicht abhanden gekommen. Die Niederlage bei Chaeronea im Spät-sommer 338 bedeutete den Verlust der griechischen Selbständig-keit. Die Gefallenen — Thebaner, Korinther und Athener — er-hielten auf dem Schlachtfelde ein Massengrab, über dem später ein kolossaler Löwe aus grauem böötischem Marmor errichtet wurde. Keine Inschrift: Totenstille umfängt noch den heutigen Besucher des Schlachtfeldes, beredt er als jedes Wort. Aber die Athener, die als Bundesgenossen der Thebaner an der Schlacht teilgenommen hatten, fühlten das Bedürfnis ihrer Toten daheim

noch besonders zu gedenken. Nach allem, in Kriegzeiten üb-lichem Brauche begingen sie auch im Winter jenes Jahres ein Totenfest, bei dem Demosthenes die Rede hielt; sie ist uns nicht überliefert, aber wir ahnen die Ergriffenheit, mit der er, der große Patriot, sprach. Ferner stifteten sie ihren Gefallenen ein Denkmal auf dem Staatsfriedhof. Es trug die Namen mit einem Epigramm. In diesem ist die alte Schlichtheit noch gewahrt, aber der Stil der höchsten inzwischen gereiften, damals schon ver-blühten poetischen Gattung, der Tragödie, gibt ihm besondere Tönung. Das Epigramm lautet in einer gelungenen modernen Übertragung:

Zeit, du überschauest alles Menschenschicksal, Freud' und Leid:
das Geschick, dem wir erlagen, künde du der Ewigkeit
Auf Böotiens Schlachtfeld sanken wir, gefällt vom Feindessepere:
was wir wollten, war zu wahren unsres heiligen Hellenas Ehre.

Diese Epigramme waren im Auftrage der Gemeinde verfaßt; die Namen der Dichter waren gleichgültig und blieben meist im Dunkeln. Wenn je ein bekannter Name begegnet, so hielt sich der Verfasser, mochte er auch ein großer Dichter sein wie Euripides, an den archaisch einfachen, sozusagen unliterarischen Stil ge-bunden, der für die Aufschrift auf das Grab geeignet war. Aber wo ein derartiges Gedicht nicht diesem öffentlichen Zwecke diente, durfte sein Verfasser sich frei gehen lassen und hohen Schwung nehmen. Simonides, ein Dichter der noch die Perserkriege erlebt hatte, pries in einem uns nur bruchstückweise erhaltenen lyrischen Gedicht einen Mann, der, wie es scheint, in einer unglücklichen Schlacht gefallen war. Das führte den Dichter, um den Toten durch ein großes Beispiel jüngster Vergangenheit zu ehre, auf die Thermopylenkämpfer. In einem solchen Gedichte, bestimmt zum Preise des Toten, hatte das Pathos, der Ausdruck erregter Leiden-schaft, seinen herkömmlichen Platz; aber dieser seine Dichter ver-innerlichte es durch den Ausdruck des Seelischen, durch Ethos.

Daher erscheint es uns echt und warm, und die schneidenden Dissonanzen wirken nicht als rhetorische Antithesen, sondern als Ausdruck eines den Dichter beherrschenden Gefühls. Schwerlich vermag eine Sprache den Strom dieser Rhythmen, die Pracht dieser Diktion ebenbürtig nachzubilden. So trete denn bei der Wiedergabe Prosa an die Stelle:

„Der in den Thermopylen Gefallenen Schicksal ist ruhmvoll, schön ihr Los, ein Altar ihr Grab, statt Seufzern Gedenken, ein Lobpreis die Klage. Ein solches Grabmal — nicht Rost noch die Albezwingerin Zeit wird es schädigen: ein Ehrenmal ist es, und den Grabesbezirk erkor sich zur Wohnstätte der Stolz von Hellas. Zeuge dessen ist auch Leonidas, der König Spartas: der Heldentugend großen Schmuck hat er hinterlassen und immerdar klangreichen Namen.“

Ein kühlerer Hauch weht uns entgegen vom altrömischen Volkstum. Keine Spur eines Heroenkultes, der römischem Fühlen gänzlich fremd war, und — mit einer Ausnahme, die wir kennen lernen werden — keine Ehrentafel mit Namen von Gefallenen. Römisches Heldentum wirkte sich aus in Taten und Verdiensten des Lebens. Über dessen Grenze hinaus hielt nur die Familie das Andenken eines erlauchten Ahns einige Generationen hindurch in Ehren; dann fiel es der Vergessenheit anheim. Nur in besonders gearteten Fällen entriß es ihr ein Schriftsteller. Nehmen wir einmal ein Stimmungsbild aus Roms großer Zeit in uns auf, entworfen von der Hand des alten Cato, des frühesten römischen Historikers aus der Zeit nach 200 v. Chr. Er war ein erbitterter Griechenfeind. Ihm, dem Abkömmling eines Bauerngeschlechts von echt italischem Schrot und Korn, kann man diesen Haß nach-

13
fühlen. Die Griechenjener Zeit waren zu einem kleinen Geschlecht herabgesunken, aber sie hörten nicht auf sich an der alten Herrlichkeit zu sonnen und den „Barbaren“ die Weltherrschaft zu neiden. Noch immer dröhnten in ihren Hörsälen die nun hohl und sehal gewordenen Reden auf die Helden von Marathon, Salamis und Thermopylae; die Kunst der Rede war inzwischen zu einer Kunst der Geschwätzigkeit herabgesunken. Dem alten Römer, dem bloße Worte nichts galten, ging dieser öde Vergangenheitskultus sozusagen auf die Nerven. Ein bißchen Neid war auch dabei: vor der Größe des alten Kulturvolkes, gegen dessen Epigonen er polterte, hatte er einen mit Scheelsucht gepaarten Respekt. Auch an manchen römischen Männern seiner Zeit, Staatsmännern wie Feldherren, nur nicht an sich selbst, hatte der eigenrichtige Mann vielerlei zu nörgeln. Dagegen däuchte ihm das Rom der Samnitenkriege und des ersten Punischen Krieges, da die bösen Griechen „sich noch nicht verschworen hatten durch ihre Civilisation die Stadt zu verderben“, als eine Zeit wahren Heldentums. Was für Männer! Aber wer kannte, wer nannte sie noch? Da nahm er in seinem Geschichtswerke Gelegenheit seinem Groll Luft zu machen. Im ersten Punischen Kriege hatte sich auf Sicilien folgendes Ereignis abgespielt. Das römische Heer war in eine sehr gefährliche Lage gekommen. Da gibt ein Tribun dem Consul den Rat, 400 Mann auf einen Bergvorsprung zu schicken, um so die Feinde auf diesen die Lage beherrschenden Punkt abzuziehen. Aber wer soll die todgeweihte Schaar führen? Darüber entspinnt sich zwischen Consul und Tribun ein Gespräch. In dessen Verlauf sagt der Tribun: „Findest du keinen Bessren, so stelle ich dir und dem Staate mein Leben zur Verfügung.“ Der Tribun und die 400 marschieren geradeaus in den Tod. Die 400 fallen bis auf den letzten Mann. Inzwischen zieht sich der Consul in eine sichere

vollen Worten „andere Dinge“ bedenkt. Von den Musen verspürte er auch nicht den leisesten Hauch; hat er es an einer anderen Stelle seiner Schriften doch als einen Ruhmestitel des alten Roms gepriesen: „Die Dichtkunst stand nicht in Ansehen.“

Der Unterschied griechischen und römischen Empfindens ist bei der gleichen Vaterlandsliebe, die beide Völker auszeichnete, deutlich fühlbar. Der Hellene hebt auch das Tatsächliche in die Sphäre des Ideellen, indem er es durch Abstreifen des Einzelnen veredelt und ihm erst so den Ewigkeitswert gibt, den das Einzelne, das Einmalige nie besitzt. Der Römer malt sich gerade das Einzelne mit Behagen aus, da ihm die tatsächliche Wirklichkeit des Geschehnisses als das Wesentliche und allein Wertvolle erscheint. „Verdienste“, *merita*, und vollbrachte „Taten“, *res gestae*, sind Ausdrücke von einer in ihrer Art prächtigen Nüchternheit. Frühzeitig hatte sich in Rom eine eigene Praxis gebildet, die in Taten sich ausprägenden Verdienste eines tüchtigen Mannes zu feiern. An seinem Grabe hielt ein Geschlechts-genosse eine Rede, in der er die Verdienste des Toten und seiner Ahnen um den Staat der Reihe nach aufzählte. War der Tote ein sehr vornehmer Mann, so verzeichnete man die Liste seiner Taten auf dem Sarkophag. Wenn man die Muse hierfür bemühte, so zeigt sich darin schon das Eindringen griechischen Geistes; aber noch waren es Verse altitalischer Art, die dem Altgermanischen unverwandt sind. So lautet das Gedicht auf dem Sarkophag eines Scipio, der sich im ersten Punischen Kriege ausgezeichnet hatte:

Der eine hier; so stimmen die Meisten ein in Roma,
Der Guten bester Mann sei er gewesen,
Lucius Scipio, Sohn des Barbatus,
Consul, Censor, Aedilis ist er bei euch gewesen.
Er nahm Corsica und die Stadt Aleria,
Er stiftete den Stürmen, wie er gelobt, den Tempel.)

Das ist der nur leicht gehobene Stil der Chronik, griechischem Fühlen, Denken und Sagen wesensfremd, aber von der altrömischen

Stellung zurück. Den Schluß der Erzählung hören wir mit Catos eigenen, etwas ungefügen aber kraftvollen Worten.

„Die unsterblichen Götter haben dem Tribunen Glück gegeben gemäß seinem Mannesmut. Denn so ist es gekommen: von Wunden bedeckt, hatte er doch keine tödliche Verletzung erlitten. Von Wunden und dem Blutverlust ermattet erkannten sie ihn unter den Leichen. Sie hoben ihn auf, und er kam zu Kräften, und hat hernach noch oft dem Staate tapferen und wackeren Dienst geleistet, wie er denn durch jene seine Tat das ganze übrige Heer gerettet hat. Aber gar viel kommt darauf an, auf welchen Platz man eine und dieselbe Heldentat stellt. Der Lakone Leonidas — der hat bei den Thermopylen etwas Ähnliches getan; zum Dank dafür hat ganz Griechenland sein Heldentum und seinen Ruhm mit den allerleuchtendsten Denkmälern verherrlicht: mit Bildern, Bildsäulen, Lobreden, Geschichtsbüchern und, anderen Dingen haben sie ihm seine Tat reichlich gedankt. Aber dem Tribunen ist nur karges Lob geblieben, und doch hatte er dasselbe getan und unsere Sache gerettet.“

Er stellt also die Heldentat des Tribunen mit der des Leonidas in Vergleich. Das lag ihm nahe. Er hatte sich einst als drei- und vierzigjähriger Tribun im Kriege gegen den Großkönig des Ostens Antiochos an den Thermopylen ausgezeichnet (im J. 191); dort hatte er also das Denkmal mit dem Epigramm gesehen. Möglicherweise kannte er auch jene lyrischen Verse des Simonides, mit denen griechische Geschichtsschreiber ihre Erzählung von dem Heldentode des Leonidas und seiner Schargen schmückten. Jedenfalls kann er neben Werken der bildenden Kunst, der Rhetorik und der Historie mit den „anderen Dingen“, durch die man Leonidas ehrte, nur Gedichte gemeint haben. Bezeichnend genug für ihn, daß er diese mit den nicht eben besonders achtungs-

Gefühlswelt, Denk- und Sprachform aus betrachtet, würdig und eindrucksvoll. In der Zeit des Augustus, der bestrebt war Sitte und Brauch der Vorfahren neu zu beleben, trat dieser Stil wieder in Erscheinung. Im Jahre 2 v. Chr. war das Forum vollendet, an dem der Kaiser über ein Jahrzehnt hatte bauen lassen. In den Nischen einer Wandelhalle am Forum waren Statuen von Helden der Vorzeit aufgestellt, die, wie Augustus sich in einem Edikt ausdrückte, das Imperium durch Kriege aus einem sehr kleinen zu einem sehr großen gemacht hatten. Auf dem Sockel der Statue stand der Name des Mannes und seine Ämterlaufbahn, darunter in der Marmorbekleidung der Wand auf einer Tafel das Verzeichnis seiner *res gestae*. Jenes altitalische Versmaß war damals längst abgestorben; eines griechischen sich zu bedienen erschien wohl stilllos; daher wählte man den Prosastil der Chronik. So, um nur zwei Beispiele (mit einigen Kürzungen) anzuführen:

„Appius Claudius Caecus. Er nahm mehrere Städte der Samniten ein. Er schlug das Heer der Sabiner und Etrusker. Er verhinderte den Friedensschluß mit König Pyrrhus.“

„Q. Fabius Maximus. In seinem ersten Consulate unterwarf er die Ligurer, triumphierte über sie. In seinem dritten und vierten Consulate hielt er den durch mehrere Siege übermütig gewordenen Hannibal, ihm auf dem Fuße folgend, in Schach. Zum fünften Male Consul nahm er Tarent, triumphierte. Er galt als vorsichtigster und kriegskundigster Feldherr seiner Zeit.“

Dies also war eine Art von nationaler Heldengalerie mit ausdrücklicher Beschränkung auf die „Mehreren des Reichs“. Etwa ein Jahrzehnt vor ihrer Vollendung, als der Plan noch im Werden begriffen war, hatte Horaz ihm Ausdruck gegeben mit den Worten: „Durch öffentliche Ehreninschriften in Marmor geht nach dem Tode Lebensodem ein den guten Feldherren.“ Aber — so hatte

er hinzugefügt —: ewiges Leben verleiht dem Helden doch nur die Muse. Das hatte auch sein Freund Virgil gewußt, als er den Römern ihr Nationalepos schuf. In dieses legte er eine Episode ein, die wir als „Heldenschau“ zu bezeichnen pflegen. Vater Anchises zeigt in der Unterwelt dem Aeneas die Helden, die jetzt noch ein Schattendasein führen, aber dereinst bestimmt sind empor zum Licht zu wandeln: eine seltsame Erfindung des Dichters, aber sie ermöglichte es ihm aus der Vorzeit heraus ein Prophet der künftigen Größe Roms zu sein. In langer Reihe wallen die Helden vorüber, von den ältesten Zeiten bis auf Augustus selbst, nicht chronologisch geordnet, sondern in einer durch künstlerische Erwägungen bestimmten Reihenfolge. Unverkennbar klingt auch hier jener *res gestae*-Typus an, aber nun abgestimmt auf den Ton hoher Poesie. Wieder mag das eine kleine Probe zeigen, mit starker Verkürzung im einzelnen:

„Ja er, er ist's, der oft schon dir verheißen,
Augustus, des verklärten Caesar Sohn.

Die goldenen Zeiten wird er wiederbringen

Den Auen Latiums . . .“

Des Reiches Mehrer wird er sein bis jenseits

Der Wüstenvölker und der Inder Grenzen . . .

Der dort, ein großer Held in Griechenkämpfen,

Bezwingt dereinst Korinth und lenkt den Wagen

Zum First des Kapitols im Triumph . . .“

„er . . . ante, großer Cato, dich vergessen;

„ . . . Gracchus' edle Söhne;

Die . . . pionen, Afrikas Verderben,

Zween Schlichtenblitze; wer die Fabier:

Du also bist der Einzige, bist der Große,

Durch zähles Zaudern Retter unsres Reichs.“⁵⁾

Dieses Aufzählen von Taten, dieses Rühmen von Verdiensten, der aufdringliche Pomp einer solchen Heldengalerie stand dem Volke des Mars gar wohl an; griechischem Schicklichkeitsgefühl, das von wahrer Humanität geleitet wurde, griechischem Kunst-

verständnis, das zwischen Erhabenem und Prunkhaftem zu unterscheiden vermochte, wäre es fremdartig, ja peinlich erschienen. Das mag der Dichter, dessen zarter Seelenstimmung das Martialische im Grunde nicht gemäß war, gefühlt haben. Denn er beschließt den langen Abschnitt mit Versen, in denen die Gegensatzlichkeit des Hellenentums und des Römertums monumentalen Ausdruck findet. Bildende Kunst, Geisteskultur, hohe Wissenschaft auf der einen Seite — auf der anderen Weltherrschaft durch Waffengewalt, Weltbürgerlichkeit durch Staatengründung und Gesetzgebung:

„Traun, andre werden wohl mit weichem Schmelze

Dem Marmor lebenswarme Züge geben

Und besser reden vor Gericht und Volk,

Mit ihrem Stab des Himmels Bahnen zeichnen

Und künden, wie an ihm die Sterne ziehn.

Da bist ein Römer, dies sei dein Beruf:

Die Welt regiere, denn du bist ihr Herr,

Dem Frieden gib Gesittung und Gesetze,

Begnädige, die sich dir gehorsam fügen,

Und brich in Kriegen der Rebellen Trotz.“

An Rückschlägen hat es dem Imperium bei diesen seinen Welt-eroberungsplänen nicht gefehlt. Etwa dreißig Jahre nach Abfassung dieser Verse erfolgte die Katastrophe im Teutoburger Walde. Als Germanicus sechs Jahre nach der Schlacht, im Jahre 15 n. Chr., die Stätte besuchte, ließ er die bleichenden Gebeine der Gefallenen bestatten und einen Grabhügel errichten, der mitten in Feindesland gelegen nicht lange bestehen konnte. Es sollte mehr als siebenzig Jahre lang, bis 86 oder 87, dauern, daß Rom eine Niederlage von fast gleicher Schwere erlitt. In die Landschaft, die wir jetzt die Dobrudscha nennen, einen Teil der Provinz Moesien, waren aus Siebenbürgen die Daker eingefallen und hatten in einer Feldschlacht das römische Heer niedergemacht; unter den Gefallenen befand sich der Höchstkommandierende der kaiserlichen Garde. Auf dem Schlachtfelde wurde den Gefallenen ein noch

in seinen Trümmern imposantes Denkmal gesetzt. Die Überschrift lautet in Buchstaben von 20 - 22 cm Höhe:

In memoriam fortissimorum virorum qui pro re publica morte occubuerunt

(„Zum Gedächtnisse der Tapfren, die für den Staat den Heldentod starben“).

Es folgte auf den Seitenflächen des quadratischen Altars die Liste der Namen, deren Zahl man auf etwa 3800 berechnet hat. Unter den zahllosen römischen Inschriften sieht diese gänzlich vereinzelt da. Die Ausnahme wird wohl nur als eine durch besondere Umstände bedingte Nachahmung des altgriechischen Brauchs zu erklären sein, den Gefallenen auf dem Schlachtfelde ein beschriftetes Ehrenmal zu errichten.⁹⁾

Zum Schluß werfen wir einen Blick auf die Heldenlieder; sie sollen uns dem ältesten germanischen Typus der Helden-ehrung zuführen. Auch dem Griechentum hatten sie freilich nicht gefehlt; aber schon für die Dichter der Ilias und Odyssee gehörte der Heldensang einer fernen Vergangenheit an. Achilleus sitzt mit Patroklos in seinem Zelte, den Groll des Herzens säufigend durch Singen zur Laute; er sang „Ruhmestaten von Männern“, *κλέα ἀνδρῶν*. Das waren also Preislieder auf Helden. Solche Lieder, wie Achilleus sie hier singt, hatte es, bevor er der Held der Ilias geworden war, vermutlich auf ihn selbst, den achäischen Recken, gegeben, wie auf Herakles und Meleagros. Aber das vorgetragene Epos hatte die gesungenen Heldenlieder längst verdrängt. Auch im alten Rom hatte es einst Heldenlieder gegeben: Knaben sangen sie beim Mahle. Nicht die leiseste Spur ist davon geblieben; schon für die gelehrten Altertumsforscher der Stadt selbst war es ein

längst verschollener Brauch. Viel günstiger liegen diese Verhältnisse für das germanische Altertum. Dank der Forschungsarbeit seit Jakob Grimm vermögen wir Gegenstand, Aufbau, metrische und sprachliche Formgebung des germanischen Heldensangs noch vielfach zu erkennen, zumal seit man anfang zur Ergänzung des germanischen das slawische Heldenlied, insbesondere das serbische, heranzuziehen. Immer deutlicher stellt sich heraus: das Heldenlied war indogermanischer Urbesitz, den die Glieder dieser Völkerfamilie, auch die Inder, Perser, Kelten, in ihrem geschichtlichen Sonderleben gemäß ihrer Eigenart gestalteten. Noch niemals ist meines Wissens der Versuch unternommen worden durch vergleichende Analyse der erhaltenen Lieder und Epen das Gemeinsame, das Urbesitz war, und das Völkisch-Besondere festzustellen. Gemeinsame Motive sind beispielsweise: Reckenzorn, Heldentrotz, Rache, auch tiefe Tragik heldischen Leidens. Ein individuell germanisch stark betontes Motiv ist Heldentreue. Das Germanische hat wie auf manchen Gebieten so auch auf diesem gegenüber dem Hellenischen Älteres bewahrt. So hat es das Grimme und das Wilde als wesentliche Charakterzüge dauernd festgehalten. Diese haben freilich auch der Urilias nicht gefehlt; sie sind dann aber von der Humanität Homers bis zu dem Grade gemildert worden, daß er den schrecklichen Rächer Achilleus, der die Leiche Hektors den Hunden und Vögeln preisgab, umschuf zu dem ritterlichen Helden, der sie dem Vater Priamos zur Bestattung übergab. Im Germanischen dagegen spüren wir noch vielfach den Widerhall der wilden Geschehnisse der Völkerwanderungszeit. Wir brauchen bloß zu denken an das Hildebrandlied oder an den zweiten Teil des Nibelungenlieds mit den schauerlich großartigen Figuren des grimmen Hagen und der rachedurstigen Kriemhild, in denen das Heldische zum Dämonischen gesteigert ist.

Weit über die Zeit der Völkerwanderung hinauf führt eine Spur, die, wenn sie richtig leitet, zu einer hervorragend wichtigen Erkenntnis führt. Erlauben Sie mir daher Ihnen den Sachverhalt in gedrängtester Kürze vorzuführen. Für die Richtigkeit des Tatsächlichen in den nun folgenden Sätzen kann ich mich verbürgen: mögen Sie dann selbst sich über die Tragfähigkeit der Schlußfolgerung ein Urteil bilden.

Tacitus spricht zu Beginn seiner *Germania* von Liedern des Volks; diese Angaben sind das weitaus Älteste, was es über germanische Literatur gibt. Wie stets auf Genauigkeit seiner Worte bedacht, scheidet der Schriftsteller Götter- und Heldenlieder. Die Götterlieder gehen uns hier nicht an; die Heldenlieder streift er in einem einzigen Satzchen:

„Auch Hercules soll bei ihnen gewesen sein, und als ersten aller tapferen Männer besingen sie ihn beim Auszug in den Kampf.“

„Hercules“ ersetzt einen germanischen Namen. Darüber sind sich alle einig, da es der Gewohnheit aller römischen Berichtserstatter, auch des Tacitus selbst, entspricht mythische Eigenamen eines Fremdvolkes durch entsprechende des eignen Volks zu ersetzen. Aber noch immer will man einen Gott verstehen. Dadurch zertrümmert man jedoch die genau durchdachte Disposition des *taciteischen* Abschnittes und setzt sich in schärfsten Widerspruch zu dem Ausdruck, diese Lieder würden gesungen auf „den ersten aller tapferen Männer“, *primum omnium viro*rum *fortium*. Es sind also unbedingt Lieder auf einen Helden gemeint, nicht auf einen Gott. Aber welchen Helden? Läßt sich der pseudogermanische Held „Hercules“ mit seinem germanischen Namen benennen? Das erscheint nicht aussichtslos, wenn wir folgenden Spuren nachgehen. Auf römischen Inschriften des dritten Jahrhunderts begegnet mehrfach der Name

aller recken“. Beide Ausdrücke decken sich mit dem lateinischen *primus virorum fortium*. Die Schlußfolgerung aus allen diesen Tatsachen: „Hercules“ = Sigfrid erscheint mir unabweisbar.)

Ein dem Heldischen seit Urzeiten derart zugeneigtes Volk verdient es, daß die größte Heldentat seiner Geschichte, das heroische Ringen mit einer Welt von Feinden, den kommenden Generationen würdig versinnbildlicht werde. Wir alle kennen den in weitesten Kreisen unseres Volkes lebhaft erörterten Plan eines Reichsehrenmals. In erhebender Einmütigkeit haben sich etwa vor Jahresfrist die großen Frontkämpferverbände — Stahlhelm, Reichskriegerbund Kyffhäuser, Reichsbanner Schwarzrot-Gold, Reichsbund jüdischer Frontsoldaten — in einer an den Reichspräsidenten, die Reichsregierung und den Präsidenten des deutschen Reichstages gerichteten Erklärung dafür eingesetzt. Sie und die ihnen angeschlossenen Verbände der ehemaligen Kriegsgefangenen und der Kriegsbeschädigten haben dabei betont, „daß jede äußere Ehrung ihrer gefallenen Kameraden nur dann Sinn hat und verstanden werden wird, wenn gleichzeitig auch das Los der durch den Krieg schwer betroffenen Kriegsbeschädigten, Kriegswitwen und -waisen sowie Hinterbliebenen fühlbar gebessert wird.“ Darin liegt — mit Recht, wie mir scheint — die Überzeugung, daß alles mit gewaltigen Kosten verbundene Prunkhafte, alles der stolzen Trauer widersprechende Pompöse ausgeschlossen sein muß. Jedes Menschenwerk, auch das scheinbar für Äonen bestimmte, ist vergänglich, ewig nur die auch im Wandel beständige Natur. In Trümmern liegt der Wunderbau des Parthenon, aber noch rauschen die Eichen von Dodona. Bevor die Völker ihren Göttern Tempel errichteten.

„Hercules“ als Heldenrepräsentant bei germanischen Söldnern in römischem Dienst, und zwar nur bei solchen deren Heimat der Niederrhein war. Um sich die Gunst dieser germanischen Truppen zu sichern, setzte ein soldatischer Usurpator des römischen Caesarethrons, mit Namen Postumus (258—268), in dessen Adern vielleicht Germanenblut floß), auf seine Münzen den Namen des „Hercules“. Durch zwei Beischriften niedergermanischer Ortsnamen kennzeichnete er diesen „Hercules“ als einen dort gefeierten Helden; die beiden Orte liegen bei den heutigen niederländischen Städten Arnheim und Utrecht.⁸⁾ Ebendort, in den Niederlanden, saß — sicher schon seit Beginn unserer Zeitrechnung — ein wehrhafter germanischer Volksstamm, die Batävi. Sie galten den Römern als die *fortissima gens Germanorum*; waren sie doch ein Teilvolk der Chatti, von deren „rauhem Heldentum“ Tacitus urhafte Einzelheiten berichtet. Im dritten Jahrhundert, also in der Zeit jener Inschriften und Münzen, gingen die Batavi in die große germanische Völkergemeinschaft der Franken auf. Nun liegt nahe der heutigen niederländischen Grenze — bei einem starken Lagerkastell, das die Römer einst im Batavengebiete gebaut hatten — das alte Städtchen Xanten am Rhein. Hier war heimisch die Sage von Sigfrid. Da ist nun der Name gefallen.

Dô wuohs in Niderlanden ein rîchen küneges kint
 — des vater hiez Sigemunt ein muoter Sigelint —
 in einer bürge rîche wîten wol bekant,
 niden bi dem Rîne: diu was ze Santen genant
 Sîfrîd was geheizen der selbe degen giot.

Der exemplarische Held, Bezwinger von Riesen und Drachen. Tod und Hölle, war in der griechischen Heldensage Herakles, der Sohn des Zeus, in der germanischen Sigfrid, der Abkömmling Odins. In einem alten Liede der Edda wird er einmal „Heldenfürst“ genannt, im Nibelungenliede (Vers 1671) der „sterkest

haben sie ihnen in heiligen Hainen Verehrung gezollt. Wir wissen es gerade auch von den Germanen. Schon Tacitus berichtet von dem uralten Hain der Semnonen, eines großen und edlen germanischen Volksstammes. Aus dem Rauschen der Bäume habe man die Stimme des allwaltenden Gottes vernommen; der Hain war, wie der Schriftsteller sich ausdrückt, durch Weihebrauch der Väter und Söhne der Vorzeit geheiligt. Er hat sicher in der Mark gelegen, aber sein Platz entzieht sich noch immer sicherer Kenntnis. Solche heiligen Haine gab es vielerorts in altgermanischen Landen. Mit Recht einigt sich daher bei der Fülle der Vorschläge für den Platz des Reichshrennals die Volksstimme immer wieder darauf: ein Hain müsse es sein. Wo dieser Volkswallfahrtsort gelegen sein soll — nebensächlich, wenn nur die Idee aus einem Wunschbilde Gestalt gewinnt, wenn nur nicht auch hier, wo im Herzen des Volkes heilige concordia waltet, unselige discordia den Frieden stört. Im Geiste also sehe ich, wenn wir dereinst wieder als freies Volk auf freiem Grunde stehen, sich erheben einen umfriedeten Ehrenhain, ein *тѣмънъ*. Wenn sie ihn betreten, entblößten Hauptes, in andachtvollem Schweigen, mögen noch die Angehörigen fernster Generationen fühlen: „Diesen heiligen Bezirk erkor sich zur Wohnstätte die stolze Trauer Deutschlands. Ein Altar ihr Grab, statt Seufzern Gedenken.“ Inmitten des Hains ein Symbol des Urtümlichen, etwa nach Art eines Hünengrabes, aufgetürmt aus dem Felsgestein aller deutschen Stämme, dessen Kitt bilde das Flußgeschiebe des Rheinstroms und das Meeressgeröll der Nordsee. Auf dem riesigen Deckstein ragend das Eiserne Kreuz, auf granitnem Urgestein der Vorderseite in eisernen, runenhaft gestalteten Schriftzeichen ein Weihespruch in deutscher Sprache, die so alt und markig ist wie keine unseres Erdteils. Jährlich eine mehrtägige Bundesfeier aller deutschen Gaue. An den Tagen ertönen aus dem durch Gartenkunst ge-

schmückten weiten Vorgelände des Hains die Klänge der Eroica, des Deutschen Requiems, der Gralsmusik und einer neu zu schaffenden feierlich großmächtigen Komposition. Dazu eine Nachfeier. Im Kaine lönt auf einer Irminstül eine Flamme zum Gedächtnis an den Opfertod der feldgrauen Helden. Schweigend hüten die Flamme Männer und Frauen aller Altersstufen und Volksschichten. Namenlos treten sie aus dem Dunkel zu einander und wachen ihre Zeit; in dieser Spanne spüren sie, gedenkend der unbekanntenen Toten, einmal in ihrem eignen Leben eine dumpfe Ahnung der Gelöstheit von allen Bindungen, ein Gefühl des Verloreenseins in der Einsamkeiten tiefste, die jene in ihrer Sterbestunde umfing. Eine Stunde lang läuten von Mitternacht an alle Kirchenglocken des Vaterlandes.

Anmerkungen.

¹⁾ Vielleicht sind die Pfeiler selbst mit daran schuld, daß sie Jahr um Jahr unbeschriftet bleiben; denn sie sind viel zu hoch, als daß alle Namen lesbar sein könnten. Ich füge daher hier nachträglich die Worte hinzu, die ich seitdem bei U. von Willamowitz (Erinnerungen S. 291) las: „Damals“ — gemeint ist sein Rektoratsjahr 1919 — „plante ich noch den Abschluß des Hintergartens durch eine Säulenhalle gegen die Dorotheenstraße, deren Wand die Namen unserer Gefallenen so aufnehmen sollte, daß sie lesbar wären. Das wird auf den absehbaren vier Pfeilern . . . gar nicht möglich sein, und die Namen sind die Hauptsache . . . In Wilhelmshaven ist die Kapelle zu einem Mausoleum unserer Flotte in unvergleichlicher Schönheit umgeschaffen; da ward mir erzählt, daß alle Sonntag eine Mutter kommt, um vor der Tafel, auf der ihres Sohnes Name steht, zu beten. So sollten Enkel und Urenkel mit Stolz ihren Helden auf dem Denkmal suchen können.“

²⁾ Dieser Absatz lautete in der gesprochenen Rede teilweise anders; ich verfügte damals noch nicht über ausreichendes Material, dessen Beschaffung mit Schuld trägt an dem ver-späteten Erscheinen der Rede. Von meinem Kollegen A. Deißmann erfuhr ich, daß der eng-lische Militärgeistliche Railton heißt; der kirchliche Würdenträger war der (kürzlich ver-storbene) Bischof Ryle, Dean of Westminster (nähere Angaben sollen sich finden in: The Times, 13. Nov. 1920; dieser Jahrgang war mir hier unzugänglich). Die Angaben über die Spuren in Deutschland aus den genannten Jahren verdanke ich dem Reichskunstabwart Dr. E. Redtslob; er beabsichtigt, dieses Material bei einer sich bietenden Gelegenheit zu veröffentlichen. — Ein schwermutvolles Gedicht des Proporz (I 21) bietet eine allerdings nur ferne Analogie; es ist von H. Hommel (Philol. Wochenschrift 1926, Sp. 988 ff.) in diesen Gedankenkreis bezogen worden. — Der „unbekannte Gott“ der Apostelgeschichte wird fern zu halten sein.

³⁾ Die Flotte wurde, vor Corsica operierend (259 v. Chr.), von einem Sturm ge-fährdet; da gelobte der Consul den „Tempestaten“ (Winddämonen) einen Tempel, den er ihnen dann in Rom zum Dank für die Rettung stiftete.

⁴⁾ Lucius Mummius, Consul des J. 146.

⁵⁾ Quintus Fabius Maximus Cunctator; der im J. 217 die gefährdete Lage Roms durch seine vorsichtigen Operationen rettete.

⁶⁾ Für diese Annahme könnte auch sprechen, daß das Grab des in der Dakerschlacht gefallenen praefectus praetorio Cornelius Fuscus auf dem Schlachtfelde von einem Hain umfriedet war, wie ein *τῆρος* (Martial VI 76, gedichtet im J. 89 oder 90). Besäßen wir den Teil des taciteischen Geschichtswerkes, der die domitianische Zeit behandelte, so würden wir zuverlässiger sprechen können, denn der Historiker hätte diese Katastrophe nachweislich sehr genau erzählt.

⁷⁾ Die aus Münzen bekannten Gesichtszüge des Postumus muten so germanisch an, daß man neuerdings der Vermutung zuneigt, dieser Usurpator, dessen Ziel die Gründung eines gallo-romanischen Reiches war, sei germanischer Herkunft gewesen.

⁸⁾ „Hercules Deusonensis“ (Dauso-Doesborgh an der Yssel bei Arnhem). „Hercules Magnus“ (Mahnsham bei Duurstede im Gebiet von Utrecht).

⁹⁾ Die quellenmäßigen Belege für obige Sätze habe ich anderswo gegeben; hier habe ich einiges schärfer zu fassen gesucht. Ein Germanist vom Range Andreas Heiders (Die altgermanische Dichtung S. 54) fährt fort die Worte des Tacitus unter dem Abschnitt „Ritualdichtung“ zu behandeln und an dem sehr genau unterrichteten, jedes Wort vorsichtig abwägenden Schriftsteller zu nügen, ihm „etwas auf die Rechnung zu schreiben“. Das macht eine Verständigung zwischen den Philologen, die die Worte des Textes behütet deuten, und den Germanisten, die sie gewaltsam umdeuten, leider unmöglich.